GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

„Hotel Sahara“ – ein Leben im Transit

Krämer, Christiane

2008

https://doi.org/10.25595/3133

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Krämer, Christiane: *„Hotel Sahara“ – ein Leben im Transit*, in: Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 17 (2008) Nr: 1, 127–132. DOI: https://doi.org/10.25595/3133.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

„Hotel Sahara“ – ein Leben im Transit

Interview mit Bettina Haasen

Femina Politica: Als Filmemacherin und Politikwissenschaftlerin hast du dich in deinen letzten Projekten in einer sehr persönlichen Perspektive mit dem Leben von Menschen im Niger auseinandergesetzt. In deinem aktuellen Filmprojekt beschäftigst du dich mit dem Thema Migration.

Bettina Haasen: Im Dezember 2007 und Januar 2008 habe ich einen Dokumentarfilm in Mauretanien zum Thema Migration und Leben im Transitraum gedreht. Bis heute nenne ich diesen Film „Hotel Sahara“, da er eigentlich im Niger gedreht werden sollte. Aus politischen Gründen war dies aber leider nicht möglich. „Hotel Sahara“ ist eine Metapher für das Leben im Transit. Dann, wenn man seinen Heimatort bereits verlassen hat, am erträumten Zielort aber noch nicht angekommen ist. Im Vordergrund stand dabei die Entscheidung an einem Ort zu verweilen, an dem sich die nicht abnehmende Migrationsbewegung aus Ländern südlich der Sahara gen Norden beobachten und dokumentieren lässt. Still zu stehen in einer Welt, die in Bewegung ist. Festzuhalten, was es bedeutet, im Transitraum zu (über-)leben – ein Zustand, der sich oft über Jahre hinzieht.
In Mauretanien bietet es sich an, einen Film über Migration zu erzählen anhand von reißerischen Bilder mit überfüllten, zum Kentern verurteilten Pirogen, die anschließend auf den Kanarischen Inseln landen. Es gibt ja eine Vielzahl von Filmen dieser Art. Genau das wollten wir aber nicht reproduzieren. Mir ging es also wirklich darum, den Dreh- und Angelpunkt als Durchlaufstation, diesen Mikrokosmos an der Spitze Westafrikas, kennen zu lernen. Dieser Mikrokosmos heißt Nouadhibou, das Ende der Welt (le bout du monde). Diese Landzunge liegt im Atlantischen Ozean rund 1.000 km von den Kanarischen Inseln entfernt.
Mir war es wichtig, die Besonderheiten des Ortes, seine Möglichkeiten und Einschränkungen aufzuzeigen, die unterschiedlichen Motivationen des Weg-Gehens und Überlebens im Transit zu beobachten und das Vertrauen der Durchreisenden zu gewinnen. Denn auch wir waren mit dem Problem der „verbrannten Erde“ konfrontiert, was bedeutet, dass viele unserer ProtagonistInnen großes Misstrauen gegenüber den Medien und JournalistInnen hatten. Durch unsere ständige Präsenz war es uns jedoch irgendwann möglich, das Vertrauen der Migrantinnen und Migranten zu gewinnen, und so konnten wir ganz unterschiedliche Eindrücke erhalten.

FP: Mauretanien gilt als ein zentraler Ausgangspunkt für die organisierte Flucht mit dem Boot auf die Kanarischen Inseln. Wie hoch ist deiner Einschätzung nach in etwa der Anteil von Frauen bei den MigrantInnen, denen du in Mauretanien begegnet bist?

B.H.: Wir haben vereinzelt auch Frauen getroffen, vor allem junge Frauen aus Nigeria und dem Senegal, die in Nouadhibou entweder als Haushaltshilfe, meistens aber in der Prostitution ihr Überleben sichern. Allerdings sind statistische Aussagen bei dieser Thematik mit Vorsicht zu genießen. Der Anteil der Frauen macht aber ca. nur zehn Prozent aus. Kinder sieht man selten, nur wenn sie „unterwegs" zur Welt gekommen sind. Hauptsächlich sind Männer zwischen 18 und 35 Jahren anzutreffen. Hinter einer Person, die nach Europa migrieren will, steht häufig eine ganze Familie. Derjenige, der keine Angst hat und stark und gesund ist, wird auf den Weg geschickt, und die Familie investiert in dieses Unternehmen.

FP: Aus welchen afrikanischen Staaten machen sich die Menschen auf den Weg in den Norden?

B.H.: MigrantInnen, die aus den Nachbarländern Nigers und des frankophonen Afrikas kommen, wählen häufig den Weg durch die Wüste – wobei das immer schwieriger wird, da ja im Niger seit Februar 2007 erneut die Tuareg-Rebellion entflammt ist und die Wege durch Minen und starke Kontrollen eingeschränkt sind. In Mauretanien befinden sich hauptsächlich MigrantInnen der Küstenländer, d.h. Senegal, Gambia, Elfenbeinküste, Ghana, Nigeria, Liberia, aber auch aus Kamerun und Burkina Faso. Die Menschen reisen häufig in kleinen Gruppen. Die Reise auf dem Schiffsweg nach Europa, auch „le combat" genannt (Kampf/ Gefecht), wird bereits vom Ausgangsort organisiert. Sobald die Menschen in Mauretanien ankommen, gelangen sie über die Hauptstadt Nouakchott 500 km nördlich nach Nouadhibou. Angekommen in Nouadhibou wohnen viele der MigrantInnen in so genannten „Foyers" (Sammelstätten). Diejenigen, die finanziell besser abgesichert sind, können kleine Zimmer anmieten, in denen sie dann zu zweit oder zu dritt leben.
Ein interessantes Phänomen ist, dass die BewohnerInnen in den Transitländern (sei es im Niger oder in Mauretanien) trotz des intensiven Austauschs mit MigrantInnen und Flüchtlingen überhaupt nicht das Bestreben haben, dieselbe Richtung einzuschlagen. Häufig leben sie vom Handel bzw. dem Geschäft mit der Migration, aber sie selbst gehören nicht zu den „Kandidaten für Europa".

FP: Warum verlassen die Menschen ihre Heimat? Was sind die Ziele, Hoffnungen und Träume von Frauen, mit denen du gesprochen hast, und welche Vorstellungen haben sie von Europa?

B.H: Einer der Gründe diesen Film zu machen, ist sicherlich das dringende Bedürfnis besser zu verstehen, warum sich so viele junge Menschen auf den gefährlichen Weg nach Europa begeben. Sie wollen eine Vision, ihre Wunschvorstellung verwirklichen, die in den Medien produziert wird, aber vor allem von denjenigen aufgebaut und übermittelt wird, die es bereits „geschafft" haben und die regelmäßig Geld in die Heimat schicken. Niemand geht „freiwillig" weg, sondern weil der Wunsch nach

Selbstverwirklichung immer größer wird und das Bedürfnis, Schmied seines/ihres eigenen Lebens zu sein und finanziell auf eigenen Füßen zu stehen.
Ich wollte den Lebensdurst dieser Menschen begreifen, da es regelrecht eine ganze Generation des afrikanischen Kontinents ist, die sich Richtung Norden „schiebt" und damit auch die Sozialstruktur in den Heimatländern stark beeinflusst und verändert. Was bedeutet es mit dem „Anderen" ständig konfrontiert zu sein, immer fremd zu bleiben? Wie organisiert man sich? Wie stellt man sich das Ziel konkret vor? Ab wann verändert sich der Transitzustand in etwas Dauerhaftes? In den vielen Gesprächen und Interviews, die ich mit MigrantInnen (denjenigen, die es schon mal probiert haben, aber auch denen, die es zum ersten Mal wagen) geführt habe, wird zunächst immer von der Armut, den fehlenden Perspektiven und Berufschancen in den Heimatländern gesprochen. Man bemerkt aber auch in den Gesprächen, dass heutzutage das Leben für einen jungen Mann (ab 15) und eine junge (unverheiratete) Frau in vielen afrikanischen Ländern fast nicht mehr legitim zu sein scheint, wenn sie keine Arbeit haben und nicht aktiv zur Lebenssicherung der (Groß-)Familie beitragen können. Es gibt keine Alternative: Da muss man gehen. Und gerade für die Frauen, mit denen ich gesprochen habe, ist es leichter, weit außer Sicht- und Reichweite der Familie zu leben. Denn dort kann man Arbeiten akzeptieren, für die sie in ihrer Heimat verurteilt werden würden. Darunter fällt nicht nur Prostitution – jede Form von unabhängiger, selbstständiger Arbeit, die nichts mit der klassischen Haushaltsführung zu tun hat. Ich erinnere mich noch gut an die Begegnung mit der 30-jährigen Senegalesin Anna (der Name wurde geändert), die seit 11 Jahren im Nachbarland Mauretanien lebt und arbeitet und bereits dreimal dabei scheiterte, mit dem Boot nach Europa zu gelangen. Sie sprach von dem regelrechten Zwang, weggehen zu „müssen", da ihr Wunsch nach Unabhängigkeit und einem Leben, das nicht den traditionellen Mustern (Heirat, Familie, Haushalt) der Gesellschaft entspricht, so stark war. Nun geht sie einmal im Jahr nach Dakar zurück, aber kann und will nicht länger als zu Besuch sein.

FP: Welches sind die zentralen Migrationsrouten, wie lange sind die Menschen unterwegs? Und arbeiten sie mit Schleppernetzwerken zusammen?

B.H.: Seit 1999 hat die Bewegung aus Ländern südlich der Sahara in die nördlichen Maghreb-Staaten (als Sprungbrett nach Europa) nie zuvor da gewesene Ausmaße angenommen. Man bewegt sich in „Etappen" fort. Die Wege nach Europa sind eigentlich konstant geblieben: Es gibt den Weg über Agadez (Niger) durch die Sahara auf den alten Karawanenwegen bis in die Maghrebländer und von dort aus nach Malta oder Lampedusa. Oder den Weg von der Westküste Afrikas – da ist Nouadhibou bislang der Sammelpunkt gewesen, von dem aus die Weiterreise nach Europa organisiert wird.
Menschen der Nachbarländer Nigers und aus dem frankophonen Afrika wählen häufig den Weg durch die Wüste. Ich war erstaunt, mit wie viel Naivität und Unbefan-

genheit man sich auf diesen Weg begibt, weil man von irgendeinem Freund bzw. Verwandten gehört hat, der es „geschafft" hat.
Auf den Kanarischen Inseln hofft man, vom Roten Kreuz in Empfang genommen zu werden und Asyl zu erhalten. Die Kosten für eine Reise nach Europa variieren und steigen ständig. Umgerechnet muss man ab Nouadhibou mit ca. 900 Euro (für die Überfahrt) rechnen. Aber der Weg nach Nouadhibou allein ist bereits kostspielig, und man wird als potenzieller Migrant gerne kontrolliert und erpresst. Das Leben im Transitland Mauretanien ist ebenfalls sehr viel teurer als in den Nachbarländern mit CFA-Währung und man kann nur dadurch überleben, dass man entweder schnell ein Einkommen findet (Tageslohn ca. 15 Euro) oder sich von Verwandten Geld nachschicken lässt. Der „combat" ist von Schleppernetzwerken organisiert, die sehr eng mit den mauretanischen Behörden zusammen arbeiten. Es gibt verschiedene Vermutungen, wer genau dahinter steckt. Es sind in erster Linie Mauretanier, die mit erfahrenen senegalesischen Kapitänen die Überfahrt organisieren. Nur zu bekannt sind Strategien, bis zum letzten Tag Abfahrtsorte und -zeiten geheim zu halten und nur eventuell preiszugeben, um MigrantInnen zu erpressen und die Preise zu erhöhen.

FP: Wie leben MigrantInnen in der Transitsituation? Bilden sich Gemeinschaften zwischen den MigrantInnen oder lebt und kämpft jede/r für sich allein?

B.H.: Im Transit zu leben, ist eine extreme physische und psychische Erfahrung. Ich habe mehrere MigrantInnen kennen gelernt, die große Probleme hatten, einen normalen Alltag zu leben, ohne zu vereinsamen bzw. in Depressionen zu verfallen. Der Kontakt zur Familie in den Heimatländern ist extrem wichtig, gleichzeitig ist damit ein hoher Druck verbunden, deren Erwartungen nicht zu enttäuschen. Um zu überleben, leben die MigrantInnen oft in Gemeinschaft mit Menschen derselben Nationalität. Es gibt Stadtteile in Nouadhibou, z.B. „Akkra" oder „Khairan", in denen vorwiegend MigrantInnen aus Ghana leben. Entscheidend ist, über die Runden zu kommen, Geld zu verdienen, und da gibt es in Nouadhibou durch die Nähe zum Meer und den Fischfang zahlreiche Möglichkeiten, in der Fischindustrie schlecht bezahlte Jobs zu finden. Eine andere Möglichkeit ist es, als Tagelöhner am Stadtrand zu stehen, und darauf zu warten, dass ein Unternehmer anhält und einen Tagesjob anbietet. Das Misstrauen und die Verachtung gegenüber den MigrantInnen sind jedoch groß. In Mauretanien herrschen große Spannungen zwischen den „weißen" und „schwarzen" Mauren, und die aus Schwarzafrika kommenden MigrantInnen werden häufig mit rassistischen Problemen konfrontiert, da sie auffällig anders sind (hinsichtlich Kleidung, Bewegungsverhalten, Sprache).

FP: Wie hast du die Beziehungen zwischen Frauen und Männern wahrgenommen, aber auch unter den Frauen?

B.H.: Männer leben häufig unter sich – und Frauen ebenfalls. Ich habe wenig Paare bzw. Familien wahrgenommen. Männer sind oft verheiratet und lassen Frau und Familie zurück, während die Frauen meist unverheiratet sind und schnell als potenzielle Prostituierte angesehen werden. Das ist häufig ein Problem. Allein schon eine Unterkunft als unverheiratete Frau zu finden, kann in Nouadhibou schwierig werden. Die besondere Herausforderung ist für eine Frau im Transitland, sich mit diesen Vorurteilen auseinander zu setzen. Andererseits kann sie (und das ist ja häufig auch die Grundmotivation für die Migration) eine ganz neue Unabhängigkeit und Freiheit erleben, ihr Leben anscheinend „frei" zu gestalten – wenn sie finanziell abgesichert ist.

FP: Arbeiten an der Küste von Mauretanien Flüchtlings- und Menschenrechtsorganisationen vor Ort und richten sich manche Projekte gezielt an Frauen?

B.H.: Es gibt einige, vereinzelte Nicht-Regierungsorganisationen und kirchliche Verbände, die sich mit der Migrationsproblematik beschäftigen – so wie eine NGO namens „Fatimata", die Migrantinnen die Möglichkeit gibt, über Fortbildung und handwerkliche Arbeit eine andere Einkommensquelle als die der Prostitution zu finden. Weitere Kurse, die in diesem Rahmen angeboten werden, sind Fremdsprachenklassen (Englisch und vor allem Spanisch) sowie Computerkurse.
Offizielle Repräsentanten der verschiedenen Nationalitäten (Senegal, Nigeria, Togo, Ghana, Elfenbeinküste, Guinea) bzw. „communities" in Nouadhibou haben sich vor kurzem zusammengeschlossen und einen Verein gegründet. Ihnen geht es darum, gemeinsam eine Strategie zu entwickeln, um die jungen MigrantInnen von ihrem Vorhaben abzuhalten. Meiner Meinung nach ist diese Initiative aber schwer in die Realität umzusetzen, da es eine große Kluft gibt zwischen den „ehemaligen" MigrantInnen, die sich von ihrem Vorhaben distanziert und mittlerweile im Transitleben eingerichtet haben, und den meist jüngeren MigrantInnen, die dynamisch an das Ziel Europa glauben und in es investieren. Es bleibt abzuwarten, inwieweit es wirklich zu einem Dialog und Austausch kommen kann.

FP: Von einer kritischen politischen Öffentlichkeit in Europa wird über die – durch die EU massiv forcierte – zwangsweise Unterbringung von Flüchtlingen in Lagern und eine Politik der verstärkten Grenzkontrollen in Nordafrika berichtet. Wie hast du bei deiner Arbeit die politische Lage in Mauretanien und das Verhalten der „offiziellen Politik" gegenüber der Transitmigration wahrgenommen?

B.H.: Die mauretanische Regierung ist zum Gendarm von Europa und besonders von Spanien geworden. Ich kann nur spekulieren, welche Verträge in welcher Höhe tatsächlich abgeschlossen wurden. Aus unterschiedlichen Quellen kann ich aber versichern, dass es um Millionenbeträge geht, Mauretanien in ihrer „lutte contre l'immigration illégale" (Kampf gegen illegale Immigration) aktiv zu unterstützen. Seit drei Jahren

ist in Mauretanien die Guardia Civil mit Hubschrauber und Marineboot vertreten, die Tag und Nacht die mauretanische Grenze bis nach Marokko „bewacht". Die offiziellen Personen, so wie der „chef de la sûreté", sprechen von „humanitärer Hilfe", die die MigrantInnen rechtzeitig aus dem Unheil herausholt und sie zurück in ihre Heimatländer bringt. Die neue Strategie ist es, MigrantInnen-Gemeinschaften rechtzeitig ausfindig zu machen, in vom „Croissant Rouge" betreuten Auffanglagern offiziell nur „48 Stunden" unterzubringen und dann mit Hilfe von LKWs, die von der Organisation Internationale pour les Migrations (OIM) finanziert werden, an die Grenze zurückzubringen. Dieses Auffanglager wird von allen gefürchtet und „Guantánamo" genannt. Man weiß, dass die Verhaftungen sehr willkürlich sind.

FP: Wie schätzt du aus deiner Erfahrung die Zukunftsperspektiven für MigrantInnen ein?

B.H.: Es gibt wenig konkrete Perspektiven für Menschen, die sich für die Migration entschieden haben. Sicher ist, dass niemand mit leeren Händen nach Hause zurückkehren kann und von daher ist ein andauernder Transitzustand in den nordafrikanischen Ländern die einzige Möglichkeit. Interessant ist aber wirklich diese Entschlossenheit derjenigen, die sich auf den Weg gemacht haben. Sie sagen oft, dass niemand sie von ihrem Vorhaben abbringen wird. Da können die Grenzen noch so hoch sein. Es entstehen neue Grauzonen und Arbeitsnischen, die die MigrantInnen natürlich in eine prekäre Situation bringen. Spannungen und Konflikte, die durch das neue Geschäft in diesen Transitländern entstehen, sind aber sehr ernst zu nehmen.

FP: Wie sollte sich Europa deiner Meinung nach verhalten?

B.H.: Schwierige Frage. Ich denke, es geht in erster Linie darum, die Abschottungsstrategien zu überdenken, sich mit dem Thema und den Ursachen ernsthaft auseinanderzusetzen. Die Probleme können nicht verlagert geschweige denn ausgelagert werden. Dafür stehen zu viele Menschenleben auf dem Spiel. Es geht um mehr als nur um den Traum nach dem Eldorado – und der Norden kann nicht nur von Globalisierung und Freihandelszonen sprechen und die Ausnahmeregeln selbst diktieren. Asyl und Migrationspolitik müssen neu überdacht werden. Dialog sollte an die Stelle von Abschottung.

Das Interview führte **Julia Lepperhoff** im Februar 2008 via E-Mail. Der von Gebrüder Beetz produzierte Dokumentarfilm „Hotel Sahara" wird derzeit geschnitten und wird voraussichtlich Ende 2008 als Langfassung (90 min.) im Kino bzw. in einer kürzeren Fassung (52 min.) im Fernsehen (ZDF/Arte) zu sehen sein.